

MICHAEL PAUL

EXKLUSIVE
LESEPROBE

DIE TROSTBRIEF- SCHREIBERIN

ROMAN

Bunte Hunde
Gute Romane



Der Autor

www.michael-paul.eu

MICHAEL PAUL, Schriftsteller, Dozent und Betriebswirt lebt im Schwarzwald, schreibt historische Romane und Thriller, die sich in spannender, emotionaler und gut recherchierter Weise u.a. mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzen. Nach »**Wimmerholz**« folgte »**Das Haus der Bücher**« zum Thema Bücherverbrennung 1933 und dem historische Stammhaus des Verlags "Gräfe und Unzer". Nach dem Thriller »**TABUN**« als erster Fall der blinden Katharina König erschien 2022 »**Versteckt im Schwarzwald**«. Neben Lesungen hält er auch Vorträge in Schulen zu historischen Themen, dem Schreiben, Hintergründen seiner Romane und seinen Rechercheisen.

Die Trostbriefschreiberin

Michael Paul

Prolog

Der Bus kam mit laut quietschenden Bremsen vor dem »Haus Neckar« zum Stehen. Noch trug der 3750er von Mercedes sein Dunkelrot, wie es in früheren Zeiten bei der Post benutzt worden war, und die Scheiben ein blickdichtes Dunkelblau. Die Farbe für die komplette Neulackierung war vor zwei Wochen schon geliefert worden. Doch wann er und seine Leute die neue Lackierung vornehmen würden, wusste Hermann Schwenninger noch nicht. Der Befehl zur neuen einheitlichen Farbe war von ganz oben gekommen, aber wann sollte er denn alle seine Busse, für die er als Transportleiter verantwortlich war, streichen, wenn sie dauernd neue Fahrten hatten? Das hatte ihm niemand sagen

können. Sie kamen ja so schon kaum mit der Arbeit hinterher.

Rund vier Stunden hatten sie mit dem Bus bis Mosbach gebraucht. Unterwegs waren er, die zwei kräftigen Begleiter Max und Herbert und die junge Schreibkraft, die kurzfristig an diesem Morgen im September 1940 für die erkrankte Kollegin hatte einspringen müssen, in Heilbronn zum Essen eingekehrt. Das war eher unüblich, und wahrscheinlich gab es auch eine Vorschrift, die einen solchen Zwischenhalt untersagte, schon gar den Genuss eines Biers, aber Hermann Schwenninger widersprach man nicht. Er war für die Fahrt verantwortlich, also sagte er, was gemacht wurde und was nicht. Die anderen hatten sich danach zu richten. Zumal sie alle Hunger hatten. Vier Kässpätzleteller und ein Bier für die Männer später waren sie wieder aufgebrochen.

Mit einem Ächzen öffnete sich die Tür des Busses. Die drei Männer stiegen aus und gingen festen Schrittes auf den Heimleiter zu, der sie schon vor dem Treppenaufgang erwartet hatte. Zuletzt verließ die junge Schreibkraft den Bus. Sie trug wie die anderen einen weißen Kittel. Sie blieb mit einer Liste auf einem Klemmbrett und einem Bleistift in der Hand an der Tür des Busses stehen und nickte dem Direktor der Anstalt schüchtern aus der Ferne zu. Nach einem kurzen Gespräch verschwanden die Männer im Haus, um nach einigen Minuten zurückzukommen. Mehrere Schwestern der Diakonie begleiteten eine Gruppe Menschen, auffällig außergewöhnliche Menschen. Die junge Frau erschrak, als sie sie sah. Einige hatten regelrecht verbogene Körper und humpelten so sehr, dass sie bei jedem ihrer Schritte befürchtete, dass sie umfallen würden. Andere schleuderten wild ihren Kopf hin und her und gaben merkwürdige Laute von sich. Dazwischen gingen manche ruhig und mit

gesenktem Blick auf sie zu. Nun sah sie zum ersten Mal selbst, was Schwenninger auf der Herfahrt mit »Idioten, Blöde, Schwachsinnige, Krüppel und Sieche« bezeichnet hatte. Es waren Kinder, Jugendliche, junge und ältere Erwachsene.

»Heute fahren wir zum Heiland«, sang ein junges Mädchen mit verdrehtem Blick ins Nichts immer wieder monoton wiederholend vor sich hin, ein anderer Junge in blauer Latzhose und kariertem Hemd rief: »Nach Ewigland bitte, nach Ewigland!« So, als würde er in einen Bus einsteigen, um einen Ausflug zu machen. Zwei, drei andere um ihn herum lachten. Nur die Gesichter des Personals verrieten der Sekretärin, dass diese wussten, was mit Ewigland wirklich gemeint war. Das ahnten wohl auch einige der Heimbewohner, denn es war nicht der erste Transport von diesem Heim, und nie kamen die »Ausflügler« zurück.

Die Frau am Bus versuchte, den Blicken der meist jungen Patienten auszuweichen, Abstand zu

wahren, wenn ihre verkrüppelten oder von Lähmungen verformten Hände nach ihr griffen. An der Treppe vor dem Ausgang diskutierte der Direktor des Heims wild gestikulierend und offensichtlich protestierend mit Schwenninger. Doch routiniert und pflichtbewusst ließ der sich, ruhig und breitbeinig vor ihm stehend, nicht davon beeindrucken.

Nachdem die Kreaturen in Reihe angetreten waren, führten Max und Herbert einen nach dem anderen in den Bus, die Stufen hinauf. Die meisten stiegen ohne Gegenwehr oder wie in Trance in den Bus, doch ein junger Kerl sperrte sich, begann, panisch zu schreien und wild um sich zu schlagen. Eine der Krankenschwestern des Heims bekam einen Hieb ins Gesicht und taumelte zu Boden. Mit geübten Griffen nahmen sich Max und Herbert des Mannes an, brachten ihn am Boden liegend mit dem Knie im Rücken zur Räson und schoben ihn dann, nachdem er

sich beruhigt hatte, mit festem Griff durch die Bustür. Und so erging es auch zwei weiteren »Passagieren«, die, egal, wie panisch und krampfend sie sich wehrten, am Ende im Bus saßen. Ein Blatt Papier hatte jemand vor langer Zeit wie ein Banner auf die Innenseite der Scheibe der Tür geklebt. Darauf stand in Großbuchstaben: »Der Befehl ist unsere Pflicht!«

An der Bustür hatten die Heimbewohner ihren Namen zu nennen. Sofern der- oder diejenige es auf die Frage hin nicht selbst sagen konnte oder wollte, half eine der Schwestern des Heims aus, und die Sekretärin machte dankbar ein Kreuz hinter einem der vierundzwanzig Namen auf ihrer Liste.

»Eugen wie?«, fragte sie und sah auf.

»Eugen Neubauer«, sagte die Diakonisse, die mit Tränen in den Augen jedem ihrer Schützlingen noch einmal die Hand gab oder ihnen mit der Hand über die Schulter strich. Mit

»Alles Gute!«, »Es wird alles gut!« oder einem geschluchzten »Wir sehen uns ja schon bald wieder!« tröstete und beruhigte sie ihre Schützlinge, als diese den Bus bestiegen.

»Stopp!« Ein lauter Schrei ließ alle aufblicken und innehalten. Der Direktor kam mit schnellen Schritten herbeigeeilt. »Nicht Eugen! Sind Sie verrückt? Nicht Eugen Neubauer! Er ist eine wichtige und gute Arbeitskraft in meiner Gärtnerei. Ich brauche ihn!«

Max und die junge Frau sahen Schwenninger an, der dem Direktor überrascht gefolgt war. Er riss der Schreibkraft das Klemmbrett aus der Hand und sah auf die Liste.

»Hier steht Neubauer, Eugen! Ist das Eugen Neubauer?« Schwenninger deutete auf den jungen Mann vor sich, der eingeschüchtert und nervös mit den Fingern an den Knöpfen seines Hemds nestelte.

»Ja, das ist er«, antwortete der Direktor.

»Wo ist dann das Problem?«, zischte Schwenninger ihn an und zeigte auf den Eintrag auf der Liste in seiner Hand. Er musterte den jungen Mann vor sich. Tatsächlich machte dieser junge, große, schlaksige Kerl kaum den Eindruck einer auf den ersten Blick erkennbaren körperlichen oder geistigen Behinderung. Und er hatte kräftige Hände, die sicher gut anpacken konnten.

»Weitermachen!«, befahl er nach einem kurzen Moment barsch und drückte der Sekretärin das Klemmbrett wieder in die Hand.

»Eine Verwechslung«, rief plötzlich eine Frauenstimme aus dem Hintergrund und schob ein junges Mädchen, vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahre alt, durch die Menge nach vorne zum Bus.

»Emilia muss das heißen, sicher eine Verwechslung auf der Liste! Seine Schwester.«

Vor der Bustür stand ein eingeschüchtertes Mädchen mit starkem Silberblick in einem

merkwürdig verschobenen Gesicht. Ihr Kopf wirkte unnatürlich kastig unter ihrem zerzausten braunen Haar. Die Augen standen nicht auf einer Höhe, und dazwischen begann eine krumme, fast bogenförmige Nase, die über einem schiefen, sabbernden Mund endete. Ihren Kopf hielt sie unnatürlich schräg. Und doch blitzte in ihren Augen etwas Besonderes. Nur für einen Moment sah sie auf, und ihr Blick traf den der Sekretärin, für ein paar Sekunden nur. Das Mädchen war anders als die anderen vierundzwanzig. Und sie stand nicht auf der Liste. Einen Moment trat Stille ein. Dann ergriff Schwenninger das Wort.

»Also gut, dann behalten sie meinetwegen den Kerl und wir nehmen das Mädchen mit. Ist am Ende auch egal!« Er drehte sich weg und sah so nicht, mit welchem entsetzten Blick der Heimleiter seine Mitarbeiterin anstarrte.

Kurze Zeit später quittierte Schwenninger die Transportliste, verabschiedete sich grinsend mit

einem »Bis bald wieder, Herr Direktor!« und stieg in den Bus. Es ließ den alten Dieselmotor an und hinterließ eine schwarze Rußwolke, als er losfuhr und kurz darauf Mosbach wieder verließ. Im Bus war es mittlerweile gespenstisch still. Nur noch vier Stunden Fahrt bis »Ewigheim«.

1

Mel sah in Gedanken versunken hinunter auf den Asbergplatz. Diese kleine, rechteckige, grüne städtische Oase mit dem Kinderspielplatz, der Wiese, den Rosen, den Fliederbüschen und dem hässlichen grauen Trafohäuschen bot allen Anwohnern der den Platz rundum einfassenden Häusern Luft und Raum. Besser, als auf einen Bau auf der anderen Straßenseite zu schauen. Die Lage in Klettenberg, dem Stadtteil im Südwesten Kölns, war ein kleiner Geheimtipp, und sie war froh gewesen, durch Zufall hier diese kleine

Zweizimmerwohnung im Eckhaus unterm Dach bekommen zu haben.

Es erschien ihr wieder wie gestern, dass ihr Leben noch ganz anders ausgesehen hatte, die Welt noch in Ordnung gewesen war. Sie hatte in Freiburg gelebt, zusammen mit Adrian, ihrem Mann. Sie war als freischaffende Journalistin nach ihren ersten Jahren bei der Badischen Zeitung zur Sprecherin des RND, dem »Recherchenetzwerk Deutschland«, aufgestiegen. Adrian und sie konzentrierten sich auf ihre Karrieren und auf sich, ihre Liebe. Mit zweiunddreißig dachte Melanie langsam auch über Kinder nach. Zwei oder drei? Adrian wollte noch viel mehr. Der Gedanke hatte ihr gefallen. Wobei sie keinen Plan hatte, wie sie das mit ihrem Job in Einklang würde bringen können, den sie auf keinen Fall aufgeben wollte und für den sie oft tagelang investigativ irgendwo im Land, manchmal auch im Ausland unterwegs war. Vielleicht noch zwei, drei Jahre, hatten sie sich damals gesagt.

Und dann war es plötzlich vorbei gewesen, vor zwei Jahren. Adrian war nach einem Streit weggefahren. Mel konnte sich kaum erinnern, um was für eine Lappalie es gegangen war. Vermutlich hatten sie beide einen stressigen Tag gehabt und es dann einfach nur gegenseitig aneinander ausgelassen. Adrian hatte »Mach doch, was du willst!« geschrien, die Wohnungstür zugeknallt und war mit aufheulendem Motor und quietschenden Reifen davongerast. Mel hatte ihm mit Tränen in den Augen vom Fenster aus hinterhergeschaut. »Geht nie im Streit auseinander!«, hatte ihre Mutter immer gesagt. »Ihr wisst nicht, ob es nicht das letzte Mal ist!«

An dem Tag war es das letzte Mal gewesen. Zweieinhalb Stunden später hatten zwei Polizisten vor ihrer Tür gestanden. Das war die Situation, in der die Beamten sich jedes Wort sparen konnten, der Moment, vor dem alle

Liebenden Angst hatten, solange sie lebten. Und genau in dem Moment wussten, was das bedeutete. Auch Mel hatte es sofort gewusst. Die Beamten hatten ihr die traurige Mitteilung überbracht, dass ihr Mann oberhalb des Höllentals von einer geraden Straße abgekommen und frontal mit hoher Geschwindigkeit gegen einen Baum geprallt war. Er war sofort tot gewesen, der Wagen ein kaum noch erkennbarer Schrotthaufen. »Vielleicht war er vom Handy abgelenkt«, hatte einer der Polizisten gemutmaßt, da kein anderes Fahrzeug in der Nähe gewesen war. Als sie dann wieder allein gewesen war und ihr Handy in die Hand genommen hatte, um ihre Mutter anzurufen, hatte sie die Meldung aufleuchten sehen: »Adrian, 3 verpasste Anrufe«. Bevor sie noch jemanden hatte anrufen können, war sie mit einem Schreikrampf zusammengebrochen. Eine Nachbarin hatte es rumpeln und sie schreien gehört und den Notarzt angerufen. Melanie kam

in eine Klinik, landete in einer tiefen Trauer und Depression. Sie hatte ihren Posten beim RND aufgegeben, war in eine kleinere Wohnung gezogen und igelte sich ein, schottete sich von der Außenwelt ab. Sporadisch konnte sie für die Badische Zeitung noch Artikel schreiben, doch das Zeilengeld reichte kaum zum Leben.

So war sie am Ende dankbar, dass Joe Hengstler, der Chefredakteur der BAZ, der »Bonner Allgemeinen Zeitung«, der sie von früher sehr gut kannte, sie ins Rheinland zurückgeholt hatte. Sie hatte wegmüssen aus Freiburg, der schönen Stadt, in der sie alles an Adrian erinnerte. Und daran, dass sie ihn hatte im Streit gehen lassen. Wegen nichts von Bedeutung! Ganz sicher würde er noch leben, wenn sie nicht mit ihm gestritten hätte. Dieses Schuldgefühl plagte sie seither jeden Tag, jede Nacht, jede Stunde, seit er tot war.

Unten auf der Straße spielten zwei Kinder mit einem Ball. Neben der ruhigen Lage war es zum

Beethovenpark nicht weit, durch den sie, wann immer sie es morgens schaffte, eine Runde joggen ging, bevor sie nach Bonn in die Redaktion fuhr.

Doch nicht heute, an diesem Montag im August 2022. Im Radio in der Küche liefen Nachrichten über den Ukraine-Krieg.

»Verdammt«, sagte sie, »was ist nur mit dieser Welt los?« Ihr Schädel brummte noch von der Geburtstagsparty bei Caro, ihrer besten, eigentlich ihrer einzigen Freundin. Und das Aspirin entwickelte noch nicht die gewünschte Wirkung. Wie kann man Sonntagabend nur Geburtstag feiern?, fragte sie sich.

Caro, mit vollem Namen Dr. Carolina Martens, war ihr an einem ihrer ersten Tage in Köln zufällig beim Bummel in der Schildergasse begegnet. Sie hatten am gleichen Tisch gesessen, einen Kaffee getrunken und waren ins Gespräch gekommen. So wurde daraus mit der Zeit eine enge Freundschaft. Besser als mit einem Mann. Nur

zum Reden, zum Verstehen, zum Helfen, zum Zuhören.

So konnte längst niemand Mel Burger besser und verstand sie so gut wie ihre Freundin Caro.

> *verfluche dich!!!!!!! ;-)*

> *megaparty*

Sie tippte es in ihr Handy, während sie im Vorbeigehen auf den roten Startknopf ihrer Kaffeemaschine drückte. Am Radio drehte sie das unerträgliche Hämmern von »Another one bites the dust« ab. Im selben Moment klingelte ihr Smartphone.

»Ich verfluche dich!«, brummte sie ins Handy.

»Was? Mel? Ist alles okay?«, fragte eine irritierte männliche Stimme.

»Oh, Joe! Sorry, ich dachte ... ach egal. Was ist los?«

»Was machst du gerade?«

»Kaffee einlaufen lassen und einer Aspirin eine Chance geben. Na ja, so was in der Art.«

»Okay, verstehe. Lutsch das Aspirin, eklig, aber hilft, trink den Kaffee aus, schwing dich in deinen Oldtimer und komm in die Redaktion. Es gibt Arbeit für dich.«

»Okay, ich versuche es!« Mel bemühte sich, dabei motiviert zu klingen, was ihr aber nur mäßig gelang. Denn eigentlich rief Joachim Hengstler, ihr Chefredakteur bei der BAZ, nur an, wenn er wirklich etwas Dringendes hatte.

Zwanzig Minuten später saß sie in ihrem vierzig Jahre alten weißen Volvo Kombi und bog vom Militärring auf die A555. Sie liebte den rostigen, etwas verbeulten, aber unverwüstlichen Wagen, den sie von ihrem Vater geerbt hatte und daher, auch wenn sie ihn wenig pflegte, in Ehren hielt. Vorbei an Rodenkirchen und den so hässlichen wie imposanten Raffinerieanlagen in Wesseling fuhr sie ihren täglichen Weg in Richtung Bonn. Gut, dass die Redaktion am Rande der Altstadt eine eigene Tiefgarage hatte und sie darin einen

festen Platz. Das sparte Zeit, Nerven und Geld. Sie dachte noch einmal an den Anruf ihres Chefs. Was sollte es bei ihr als kleiner Lokalredakteurin schon Dringendes geben? War die Hauptversammlung des Kaninchenzüchtervereins »Lange Löffel 09« verschoben worden? Gab es einen Spenden-skandal im Gesangverein »Goldene Kehlen« in Bad Godesberg? Oder hatte der Stürmer von Victoria Porz den Verein gewechselt? Schwul könnte er sein, ein Outing vor der Presse gemacht haben. Schwul im Männerfußball, offen und frei! So wie es bei den Frauen längst normal ist, ja, das wäre mal was! Diese Weicheier, dachte Mel. Okay, Joe, wenn es das ist, ist es in Ordnung, dass du mich heute Morgen in die Redaktion holst. Aber nur dann. Sonst gnade dir Gott!

Der Hörer krachte auf die Gabel, sodass sogar die Sekretärin im Vorzimmer zusammenzuckte. Dabei hatte das Amtszimmer des Erzabtes eine doppelflügelige, sehr dicke, alte Holztür.

Normalerweise drang kein Laut hindurch. Allerdings gab es im Amtssitz des Erzabtes Christian, mit bürgerlichen Namen Jan Schwertfeger, auch nie Krach, einen Schrei schon gar nicht. Das erschien bis dahin vollkommen ausgeschlossen in diesen heiligen Hallen, die jeden zur Ehrfurcht ermahnten, der sie betrat. Bis eben zu diesem Moment.

Verschüchert klopfte die Sekretärin an die Tür, öffnete sie einen Spalt und steckte den Kopf hinein.

»Alles in Ordnung, Herr Abt?«

»Ja, ja, schon gut. Verzeihen Sie! Lassen Sie nach dem Cellerar rufen bitte. Ich muss ihn umgehend sprechen. Es ist wichtig!« Sein Gesichtsausdruck ließ keine Zweifel zu, dass dies ein Auftrag oberster Priorität war. Sie schloss leise die Tür, eilte zu ihrem Schreibtisch und wählte die Nummer des Finanz- und Personalchefs des Ordens. Pater Johannes Brandstätter bekleidete das hohe Amt erst seit einem Jahr und hatte in

den Ordenskassen und der Buchhaltung ein einziges Desaster vorgefunden. Mit harter Hand und konsequenten Maßnahmen hatte er die akute Existenzkrise des Ordens innerhalb kürzester Zeit zunächst abgewendet. Neben rückläufigen Einnahmen waren die Überalterung und oft nur noch wenige alte Nonnen in den drei angeschlossenen Klöstern ein Grund für die Krise. Das war die offizielle Begründung, auf die der Abt bestanden hatte. Dass der vorherige Cellerar massiv Finanzrücklagen und Liquidität in riskanten Spekulationen und beim Online-Glücksspiel veruntreut und verloren hatte, versuchte der Abt lange Zeit unter der Decke zu halten. Doch mit der angekündigten Schließung von zwei der vier Klöster wurde die Presse auf den Orden aufmerksam, recherchierte und die illegalen Spekulationen und die Spielsucht flogen auf. Der Abt hatte sein Amt behalten können, weil er schnell genug seinen Cellerar des Amtes enthoben, des Hauses verwiesen und nach Rom

geschickt hatte. Sogar Rom hatte innerhalb weniger Tage seine Zustimmung zum Verweis aus dem Orden gegeben, was einer mehr oder weniger fristlosen Kündigung gleichkam und so bisher im Orden ein einzigartiges Vorgehen war. Normalerweise wurden schwarze Schafe, die sich etwas zuschulden hatten kommen lassen, an eine andere Stelle versetzt, wo sie hoffentlich keinen weiteren Schaden anrichten konnten. Bei einem Orden mit vier Klöstern, davon drei Nonnenklöster, war dies unmöglich, und einem anderen Orden wollte nicht einmal der Erzabt seinen auf den falschen Weg geratenen Vertrauensmann zumuten. Dazu kam dessen Spielsucht, die ihm, als Krankheit anerkannt, den Weg in ein Sanatorium vor den Toren Roms ermöglichte. Über seine spätere Verwendung wollte der Apostolische Stuhl dann entscheiden. Abt Christian war das recht gewesen, er war das personelle Problem losgeworden und hatte schließlich seither genug mit den Folgen des

Skandals zu tun. Immerhin war auch er schweren Vorwürfen ausgesetzt, wie er das so lange habe nicht bemerken können. Rom hatte zwei Visitatoren geschickt, die drei Wochen lang das Kloster und seine Buchhaltung auf den Kopf gestellt hatten. Neben Francesco Montevialli war es Pater Johannes Brandstätter gewesen, der zu der Zeit in Vorbereitung auf eine neue Aufgabe in Rom geweiht hatte. Und so war er als Finanz- und Verwaltungschef, gewissermaßen als Geschäftsführer, im Kloster geblieben.

Es klopfte an der Tür des Erzabtes. Der Cellerar trat nach einem missmutigen »Herein« ein und setzte sich auf einen der beiden Besucherstühle gegenüber dem Schreibtisch.

»Wissen Sie, was hier heute los ist? Das ist ja nicht auszuhalten. Nimmt das denn nie ein Ende?« Der Abt, Mitte sechzig und an sich ein absolut gütiger und liebenswerter Mensch, hatte einen hochroten Kopf und tigerte aufgebracht

hinter seinem großen Eichenschreibtisch hin und her. So hatte ihn der Cellerar noch nie erlebt, trotz der ganzen schwierigen Situationen und Entscheidungen im vergangenen Jahr. Er sah ihn ratlos an und zuckte mit den Schultern.

»Zuerst hat mich Bruder Montevialli aus Rom angerufen und wollte einen Bericht zum Stand der Maßnahmen haben. Natürlich habe ich ihm gesagt, dass wir unser bayrisches Kloster Kreuzweg«, er stockte, blieb stehen und sah sein Gegenüber über seine Brille hinweg anerkennend an, »durch die personelle Verstärkung aus der Zusammenlegung mit Kloster Burghagen wieder auf der Spur haben. Die Belastung von Burghagen ist weg und der Verkauf des Hauses an die Stadt abgewickelt. Dass die Stadt mitten im Sauerland daraus ein Museum machen möchte, hat Montevialli zudem gefallen.«

»Aber das war ja auch verhältnismäßig leicht und der kleine Kaufpreis leider nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Dafür war der alte Kasten

viel zu klein und marode. Da konnten wir noch froh sein, dass die Stadt wenigstens diesen Kaufpreis akzeptiert hat.«

»Ja, das weiß Montevialli auch. Der sitzt uns im Genick, lieber Bruder. Wenn der Kaufpreis für Domthal nicht bald fließt, ist der Orden bankrott. Wir benötigen die Millionen auf den Konten. Sie wissen besser als ich, wie es da aussieht. Was soll ich denn Montevialli sagen? Die Wahrheit etwa? Das ist ja lächerlich.«

»Ich arbeite daran«, erwiderte der Cellerar, sich fast entschuldigend, dass er in der Sache noch nicht weitergekommen war.

»Dann hat mich auch noch drei Minuten später diese Anwältin von Konradi Invest angerufen. Die erlaubt sich doch, mich zu belehren, dass der Vertrag zwar unterschrieben sei, aber die Zahlung unter der aufschiebenden Wirkung stünde, dass das Kloster leer und unbewohnt übergeben werden muss. Diese impertinente Person erdreistet sich, mir zu drohen, dass man erwäge,

vom Kauf zurückzutreten oder den Kaufpreis ratierlich zu mindern, wenn man nicht bald mit der Projektierung beginnen könne.«

»Anwälte, lieber Abt. Beruhigen Sie sich!«, sagte der Cellerar. Im Grunde berichtete ihm der Abt keine Neuigkeiten, die verfahrenere Situation um Kloster Domthal konnte jeder in den Tageszeitungen der letzten Tage nachlesen. Der Abt ließ sich erschöpft in seinen hohen Stuhl fallen.

»Und dann rief mich zu guter Letzt noch dieser Wittkamp an, der Bürgermeister von Domthal, und fragt mich, ob ich ihm sagen könne, wann es nun mit dem Umbau des Klosters losginge. Die Konradi AG würde ihm keine Auskunft dazu geben und hätte an mich verwiesen. Er sieht in dem geplanten Luxushotel und dem Golfplatz wohl die wirtschaftliche und touristische Rettung seiner kleinen Stadt und kann es gar nicht abwarten.«

»Na ja, das ist ja verständlich.«

»Lieber Bruder Johannes, fahren Sie in die Eifel. Lösen Sie dieses Problem! Sie haben doch bisher alles so gut hingekommen. Aber ohne dass der Kaufpreis für das Kloster Domthal endlich bezahlt wird, sind wir verloren!« Er faltete die Hände und blickte zur Decke, als ob der Herr über ihm schwebte oder von oben ein Geldregen zu erwarten sei.

»Ja, ich mache mich gleich morgen auf den Weg.« Der Cellerar stand auf, verbeugte sich kurz und verließ schnellen Schrittes den Raum.

»Bringen Sie dem Abt einen Tee, irgendwas Beruhigendes«, sagte er draußen im Vorbeigehen zu der Sekretärin.

Kurz hinter Wesseling klingelte Mels Handy in der nachträglich eingebauten Freisprecheinrichtung.

»Hey, wie geht es dir? Schon wieder unterwegs?« Caros Stimme klang auch noch etwas angeschlagen.

»Ja, muss in die Redaktion. Arbeit, angeblich was Dringendes!«

»Schatz, ich dachte, die Zeiten beim RND seien für dich vorbei. Du wolltest doch den Stress nicht mehr!«

Mel antwortete nicht. Sie hatte nach Adrians Tod den Job aufgegeben, ihren Traumjob. Dachte sie damals. Das, was sie beim Recherchenetzwerk Deutschland getan hatte, war ihre berufliche Erfüllung gewesen, einfach perfekt. Nicht umsonst war sie in dem Kreis der besten investigativen Journalisten innerhalb von nur drei Jahren zum Star und zur Sprecherin der Gruppe aufgestiegen. Doch es hatte seinen Preis gehabt. Vermutlich würde Adrian noch leben, wenn sie sich nicht nur auf ihren Job konzentriert hätte, sondern sie stattdessen schon ein erstes Kind gehabt hätten.

»Ja, die Zeiten beim RND sind vorbei. Mach dir keine Gedanken. Joe übertreibt nur wieder. Sicher

dachte er, dass ich sonst nicht komme und lieber meinen Kater ausschlafe.«

»Du glaubst, das denkt er von dir? Hey, er mag dich.«

»Jaaaaa, weiß ich. Wahrscheinlich hat beim Skatklub jemand die Piksieben geklaut!« Mel lachte. Doch in dem Lachen klang unterschwellig und von Mel selbst nicht wahrgenommen etwas Verbitterung mit.

Bald darauf stellte sie ihren Wagen in der Tiefgarage des Verlags ab und fuhr mit dem Aufzug in den sechsten Stock. Oberste Etage, Chefetage. Als sie aus dem Aufzug trat, sah sie Joe durch die Glaswände schon im Konferenzraum sitzen, zurückgelehnt, die Füße übereinandergeschlagen auf der Tischecke abgelegt und an seinem Kaffee in seiner in der Redaktion längst legendären weißen Kaffeetasse mit der großen Aufschrift »BOSS« nippend. Doch offensichtlich war der Kaffee zu heiß, denn beim ersten Schluck schoss er hoch, fiel dabei fast hintenüber,

verschüttete den heißen Kaffee zur Hälfte auf dem Tisch und die Unterlagen und den Rest auf seinem blütenweißen italienischen Zweihundertfünfzig-Euro-Hemd.

»Scheiße!«, brüllte er und sprang auf, schüttelte sich die Hände, zog sich dann das nasse Hemd vom Körper, weil auch das noch heiß war. Eine Volontärin eilte herbei und begann hektisch, mit Tüchern den Tisch abzuwischen.

»Ach, geben Sie her!«, herrschte er sie an, riss ihr die Tücher aus der Hand und tupfte sich das Hemd ab.

Die verschüchterte Volontärin schlüpfte an Mel vorbei durch die Tür hinaus.

»Schau dir diese Sauerei an«, sagte er und deutete auf sich.

»Ich dachte schon, du meinst die Unterlagen«, lachte Mel. »Guten Morgen, Joe.« Sie setzte sich auf einen Stuhl in sicherem Abstand zu ihrem Chef.

»Kein guter Morgen, siehst du ja. Das Hemd kann ich wegschmeißen!«, knurrte der Chefredakteur und setzte sich auf einen anderen Stuhl ihr gegenüber.

»Was hast du für mich?« Sie übergang sein Kaffee-Desaster und wusste, wie sehr er jetzt ihr Bedauern hören wollte. »Das schöne Hemd!« Oder besser noch: »Oje, der teure Kaffee!« Mel wusste, dass Joe jeden Morgen einen Kopi Luwak trank. Niemand außer ihm konnte sich hier diesen Kaffee leisten. Sie hatte nie verstanden, warum er sich mit diesen Schickimicki-Sachen umgeben musste. Eigentlich war er ein ganz lieber Kerl. Und ohne den etwas zu runden Bauch auch noch attraktiv. Wie er damit hinter das Lenkrad seines neuen 911er passte, war ihr ein Rätsel. Doch es amüsierte sie, wie er offensichtlich damit versuchte, seine Midlife-Crisis zu überstehen.

»Hast du von dem Kloster in der Eifel gelesen?«

Mel überlegte kurz. »Du meinst diese Geschichte mit der störrischen Nonne?«

»Ja, genau.«

»Das soll diese dringende Sache sein, weswegen ich mit dickem Schädel hierhereilen musste?« Sie presste sich beide Hände gegen die Schläfen.

»Hör mir zu, Schatz.« Er nannte alle weiblichen Wesen in der Redaktion »Schatz« und längst hatten alle aufgegeben, es ihm abzugewöhnen oder im Rahmen von #metoo und Gendergerechtigkeit gar zu verbieten. Sie hörten es einfach nicht mehr.

»Diese Geschichte hat was. Und ich will, dass du darüber einen Artikel schreibst. Bekommst eine ganze Seite von mir. Fahr dahin, mach ein paar schöne Fotos, rede mit der alten Dame und liefere mir etwas Gutes! Okay?«

Besser als der befürchtete Skatklub-Skandal, dachte Mel.

»Okay. Wo ist denn das Kloster? Hast du mir noch ein paar Infos vorab?«

»Das Kloster ist im Domtal. Das Tal läuft parallel zum Ahrtal, nur zehn, fünfzehn Kilometer

südlicher und durch einen Bergrücken, na ja, sagen wir eine ›Anhöhe‹ getrennt. Aber genauso schön, und es hat keine verdamnte Flut letztes Jahr erlebt.« Er verzog das Gesicht. »Ein nettes Kaff, was fürs Wochenende und mit gutem Rotwein. Ich habe dir dort in einem Hotel ›Am Markt‹ ein Zimmer buchen lassen für zwei Nächte.«

»Zwei Nächte?«, fragte Mel überrascht. »Für ein paar Fotos und ein Gespräch?«

»Vielleicht brauchst du die Zeit. Die Dame ist ja schon fast hundert Jahre alt und, wie man hört, nicht ganz einfach.«

»Das heißt, sie weiß nicht, dass ich komme? Und wir wissen auch nicht, ob sie mit der Presse überhaupt redet?«

»Nun, bisher hat sie es nicht getan«, gab Joe etwas kleinlaut zu.

»Deshalb ich!«

»Schatz, du bist die Beste! Mein Bauchgefühl sagt mir, dass da eine echt gute Story

dahintersteckt. Du weißt: Mein Bauch irrt sich nie! Mach was draus. Und wenn doch nicht, genieße die zwei Tage und verwöhne deinen hübschen Hintern im Whirlpool und in der Sauna. Ruf mich an!«

Mel überhörte seine Anspielung. Sie wusste, dass Joe auf sie scharf war. Aber das war nichts Ungewöhnliches. Er wollte jedes weibliche Wesen in der Redaktion mindestens einmal im Bett gehabt haben, und alle wussten: Sie wären nur eine Trophäe. Mel war sich sicher, dass er es bei erschreckend vielen auch schon geschafft hatte. Nicht umsonst warnte die Personalchefin jede neue Volontärin ausdrücklich vor Joe.

»Okay, ich melde mich. Aber keine große Sache, klar?«

»Klar, Mel, weiß ich doch.«

Mel setzte sich an einen der freien Schreibtische im neuen »Sharing-Office«, seit Corona Joes neues Konzept in der Redaktion. Niemand außer dem

Chef hatte nun noch ein eigenes Büro, einen festen eigenen Schreibtisch. Man setzte sich an einen der freien Schreibtische oder buchte sich im Zweifel vorher online einen Platz, damit niemand anderes da saß. Für alle Mitarbeiter war da längst kein Platz mehr und zwei Stockwerke hatten sie so vermieten können. Auch Tageszeitungen standen massiv unter wirtschaftlichem Druck, und nach wie vor hatte Joe den Ehrgeiz, den General-Anzeiger in Bonn von Platz eins zu vertreiben. Wie das gelingen sollte, wusste wohl nur er. Aber er konnte motivieren, anstacheln, interessante Ziele setzen. Dafür liebten ihn seine Mitarbeiter und konnten sich keinen besseren Chef vorstellen.

Mel klappte ihren Laptop auf und googelte alles, was sie über Domtal und das Kloster Domthtal, das sich abweichend zu Tal und Ort mit »h« schrieb, finden konnte. Das Tal lag zwölf Kilometer südlich des Ahrtals und verlief fast parallel zu ihm, wie Joe es beschrieben hatte. Der

kleine Fluss Dom mündete südlich von Sinzig in den Rhein. Er war von der Quelle, dessen Wasser am Ende des Tals über einen bemerkenswerten Wasserfall zunächst ins kleine mäandernde Flussbett stürzte, bis zur Mündung rund dreißig Kilometer lang. Domtal war mit seinen dreiundzwanzigtausend Einwohnern offensichtlich ein beschauliches Städtchen und der erste Ort nach zehn Kilometern, wenn man ins Tal hineinfuhr. Talaufwärts folgten die kleinen Orte Schlott, Kapellen und Weiler. Von dort waren es noch drei Kilometer bis zu den Wasserfällen. Mel studierte die Daten in Wikipedia und auf der Website von Domtal. Das Tal kam ihr vor wie eine Kopie des Ahrtals, links und rechts stiegen Weinberge an. Tourismus, eine kleine Lokalbrauerei, die seit über einhundert Jahren das helle »Domthaler« braute, sowie einige Metallbetriebe stellten die wirtschaftliche Basis des Tals dar. Der SC Domtal schmückte in der Rheinlandliga den vorletzten Tabellenplatz und hatte das letzte Spiel

gegen den Ahrweiler BC mit 6:1 verloren. Der Gesangsverein hatte 125-jähriges Jubiläum gefeiert und der Bürgermeister hatte in einer im Frühjahr gehaltenen Rede, die sich Mel auf YouTube ansah, große Sorgen um die vielen leer stehenden Ladengeschäfte, immer weniger Gastronomiebetriebe und die klamme Stadtkasse geäußert. Die dringende Renovierung der Grundschule, der notwendige Anbau des Feuerwehrhauses und weitere soziale Projekte müssten auf Jahre verschoben werden, wenn, ja, wenn nicht – jetzt wurde Mel hellhörig – wenn nicht bald der Umbau des Klosters beginnen könne. Mit dem Grandhotel und Deutschlands modernstem Golf-Resort würden Domtal wieder goldene Zeiten bevorstehen, das würde zahlungskräftige Besucher aus aller Welt in die Stadt locken. Mel schloss das Video und hörte sich den Rest nicht an. »Schwätzer! Als ob die reichen Pinkel mit ihren feinen Klamotten und ihren Jaguar- und Porsche-SUVs dann das Fünfsterneresort

verlassen und in die Billigpizzeria in der Fußgängerzone zum Essen gehen oder beim Bäcker jeden Morgen Brötchen holen«, sagte sie laut. Aber ihr war klar, dass der Bürgermeister auf die enorme Gewerbesteuer spekulierte, die seinen maroden Haushalt sanieren würde. Das würde ihm zudem sicher auch die Wiederwahl im nächsten Jahr retten.

Dann sah sie sich Bilder des Klosters an: mächtig, aus hellbraunem Gestein und mit einem Turm auf der Rückseite. Mehr an ein Schloss als eine Kirche erinnernd, stand das große Gebäude auf der Anhöhe oberhalb Domtals. Wie ein weit aufgerissenes Maul war in der Mitte der Gebäude ein hohes, mit einem Bogen abgeschlossenes Portal zu erkennen. Links davon musste, den hohen Fenstern nach, die Kirche sein, auch wenn sie keinen typischen Kirchturm hatte. Rechts des Portals stand das Klostergebäude, zur Talseite beeindruckende sieben Stockwerke hoch. Die vielen Sprossenfenster ließen auf eine Unmenge

Räume schließen. Doch erst eine Luftbilddaufnahme zeigte das ganze Areal. Weitere verschieden hohe Gebäude waren bergseitig angebaut und umfassten auf vier Seiten einen großen Innenhof. An das Kloster schlossen sich mehrere moderne Schulgebäude auf der talabgewandten Seite an: die Sankt-Georg-Gesamtschule, wie Google ausspuckte. Zu seiner Blütezeit hatten in dem Kloster über einhundertvierzig Nonnen gelebt. Doch das war schon rund zweihundert Jahre her. Zuletzt waren es noch zwölf Nonnen gewesen, alle über siebzig Jahre alt. Das Kloster Domthal war das Hauptkloster der Schwestern der Heiligen Scholastika, der Schwester des Heiligen Benedikt. In den 1980er-Jahren hatten sich die drei Klöster des kleinen Ordens aus wirtschaftlichen Gründen bereits dem Benediktinerkloster in Steinwede organisatorisch anschließen müssen, waren aber in Leben und Glauben weiter unabhängig geblieben. Keiner der Scholastikanerinnen war

dieser Anschluss damals leichtgefallen. Aber es hatte Sinn ergeben und so hatte man sich daran gewöhnt, dass die Priorin nun mit dem Erzabt in Steinwede einen Vorgesetzten hatte, der Benediktiner war.

Was damals noch dazu gedacht war, den schrumpfenden Frauenorden zu retten, erwies sich schnell als Last. Mittel des vermögenden Scholastikanerinnen-Ordens wurden abgezogen und subventionierten offensichtlich das Erzklaster in Steinwede. Mit Überalterung und fehlendem Nachwuchs, aber insbesondere dem Skandal war im letzten Jahr das Aus des Ordens für seine Klöster gekommen.

Mel fand einen Presseartikel: »Orden verkauft Tafelsilber für Spielschulden!« Jetzt wurde es spannend! Aufgeregt kaute sie auf ihrem Kuli herum, während sie den Artikel las. Er endete damit, dass zwei der drei Scholastikanerinnen-Klöster an einen Investor verkauft werden mussten, die »Dr. Fritz Konradi Immobilien AG«

aus Düsseldorf, um die Schulden und Liquiditätsnot des Ordens in Steinwede aufzufangen. »Klar, Düsseldorf!«, raunzte Mel und googelte die Firma. »So weit, so gut«, murmelte sie. »Und was ist jetzt mit dieser Nonne?« Sie scrollte die Suchmaschine durch und fand einen Artikel der Domtaler Nachrichten. Die Entwidmung der Klosterkirche war im Juni erfolgt, der Auszug der Nonnen im Laufe des Julis. Die Nonnen waren in das verbleibende Kloster in Bayern umgezogen. Aber eben nicht alle Nonnen! Der Artikel zeigte ein etwas älteres Bild der ehemaligen Priorin des Klosters, der heute neunundneunzigjährigen Schwester Scholastika. Zu Ehren der Ordenspatronin hatte sie beim Eintritt in den Orden den gleichen Namen angenommen.

»Neunundneunzig, das ist doch unglaublich«, murmelte Mel. Sie konnte sich nicht erinnern, schon einmal Kontakt zu jemandem in so hohem Alter gehabt zu haben. Als hell und sehr wach im

Kopf wurde sie geschildert und ihre großen Verdienste ihres langen Lebens für das Kloster, die Schule und die Stadt aufgezählt. Ein beeindruckender Lebenslauf! Mel speicherte sich die ganzen Artikel auf ihrem Laptop. Der letzte Artikel endete mit dem Satz, dass die Nonne sich weigere, aus dem Kloster auszuziehen, und der Investor bereits rechtlich dagegen vorgehe. Gründe zu ihrer Besetzung des Klosters hatte die alte Nonne bisher nicht öffentlich erklärt.

»Eine verrückte, senile, alte Nonne besetzt ein Kloster! Na toll, Joe! Eine Spitzenstory! Dankeschön.«

Joe kam in dem Moment zufällig vorbei, lachte und meinte: »Warte es ab. Vielleicht ist es ja eine Spitzenstory. Und sonst: Mach eine draus.«

»Die redet doch nicht mal mit mir.«

»Lass dir etwas einfallen.«

»Hm ...« Mel hatte noch keine Idee, schnappte ihren Laptop und verließ die Redaktion.

Sie beschloss, noch am Nachmittag nach Domtal zu fahren, sich dort erst etwas umzuhören und am nächsten Morgen zu versuchen, mit der Nonne zu sprechen.

Wie immer war rund um den Platz vor ihrem Haus kein Parkplatz mehr zu finden, und so parkte sie in zweiter Reihe. Schließlich musste sie ja nur ihre Sachen packen und würde gleich wieder wegfahren.

Eine weitere Dreiviertelstunde später packte Mel den Koffer, ihre Laptoptasche und die kleine Fotoausrüstung in den Kofferraum, riss fluchend das Knöllchen vom Scheibenwischer und schleuderte es zerknüllt in den Fußraum des Beifahrerplatzes, zu anderen, die da schon länger lagen.

Dann schickte sie Caro noch eine Nachricht:

> *fahre nach domtal*

> *hotel am markt*

> *2 tage*

> *melde mich*

Anschließend tippte sie die Adresse des Hotels in die Navi-App ihres Smartphones, drückte es in die wackelige Plastikhalterung unter dem Rückspiegel und fuhr los. ...

Die Trostbriefschreiberin

Michael Paul

Verlag BUNTE HUNDE

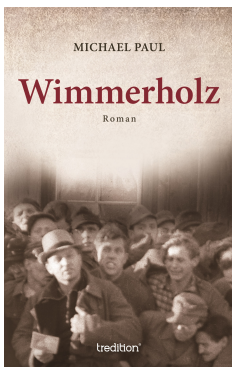
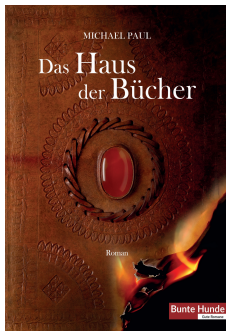
als Hardcover und E-Book

Mai 2023

Als Partner des stationären Buchhandels ist der Roman als Hardcover überall im Buchhandel und auf der Website des Autors unter www.michael-paul.eu erhältlich. Nur das E-Book wird in allen gängigen Online-Shops angeboten.

Weitere historische Romane des Autors

Königsberg 1933 – Wilhelm Kirchner, der Inhaber der größten Buchhandlung Europas, wird von der geplanten Bücherverbrennung der Nazis herausgefordert. Gemeinsam mit seiner Nichte Emma und den beiden Mitarbeitern Konrad und Otto versucht er, so viele indizierte Bücher wie möglich zu retten. Aber auch ein geheimer literarischer Schatz soll vor dem Zugriff der Häscher versteckt werden. Doch schon bald sind die Buchhandlung, er selbst und seine Kollegen in größter Gefahr. Es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.



Königsberg 1945 – Die legendäre Hauptstadt Ostpreußens ist Ausgangspunkt einer Odyssee über das mystische Gotland bis nach Småland. Feldwebel Martin Greven, seine junge Liebe Greta Sandberg und die 10-jährige Lena ahnen nicht, dass sie wegen des Schlüssels zu einem der mysteriösesten Schätze der Welt von einem Geheimbund gejagt werden. Währenddessen werden Martins Kameraden in Schweden interniert - mit dem Versprechen, sie nach Deutschland zu entlassen. Sie wissen nicht, dass die Regierung in Stockholm längst andere Pläne hat. Was folgt, ist absolut unfassbar.

Schwarzwald im Winter 1944 – Marie Heumann ahnt nicht, dass sie in Lebensgefahr gerät, als ihr im Lebensborn-Heim der SS in Nordrach die sechsjährige Alma anvertraut wird. Zur gleichen Zeit hat der von Mariens elterlichem Hof geflohene Zwangsarbeiter Pawel nur ein Ziel: Reichsführer SS Heinrich Himmler, der sich mit seinem Sonderzug in Triberg versteckt. Den Polen treibt der Hass zu einem teuflischen Plan. Als Mariens und Pawels Weg sich auf dramatische Weise kreuzen, hängt ihr beider Leben an einem seidenen Faden.



Nach »Wimmerholz« und »Das Haus der Bücher« spielt Michael Pauls neuer, spannender Roman diesmal im Schwarzwald. Wieder basiert der Roman auf wahren, oft nicht bekannten Begebenheiten.

»Mit jedem seiner historisch unterfütterten Romane meistert Paul versiert den Spagat zwischen spannender Unterhaltung und anspruchsvoller Wissensvermittlung. In lebendiger Sprache versteht er, die Ergebnisse aufwendiger Recherchen in spannungsgeladene und dramatische Geschichten zu verpacken.« - Lahrer Zeitung -

Als Partner des stationären Buchhandels sind alle Romane als Hardcover nur überall im Buchhandel und auf der Website des Autors unter www.michael-paul.eu erhältlich. Nur das E-Book wird in allen gängigen Online-Shops angeboten.

Die Freiburger Reporterin Mel Burger erhält den Auftrag, in ein aufgelöstes und verkaufes Kloster in der Eifel zu fahren. Sie ahnt nicht, was sie damit lostritt. Die neunundneunzigjährige, sehr angesehene und beliebte ehemalige Priorin weigert sich aus unerklärlichen Gründen, als Letzte das Kloster zu verlassen. Niemand weiß, warum.

Als der Investor der finanzschwachen Stadt eine Millionenspende verspricht, wenn die Nonne auszieht, überschlagen sich die Ereignisse. Während die Bürger vor dem Kloster demonstrieren, erzählt die Nonne drinnen Mel Burger ihr Leben. Aber es gibt ein schreckliches, dunkles Geheimnis im Lebenslauf der Nonne. Was hat sie 1940 gemacht, über das sie nicht sprechen will, nicht sprechen kann?

Nach dem Erfolg von „Versteckt im Schwarzwald“ beleuchtet Michael Paul in diesem gewohnt spannenden Roman diesmal das Thema Schuld aus verschiedenen Perspektiven.

Mit einem Vorwort von Kurt Schrimm, dem ehemaligen Leitenden Oberstaatsanwalt der Zentralstelle für die Verfolgung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg und einem Artikel von Thomas Stöckle, Leiter der Gedenkstätte Grafeneck eV.

bunte-hunde.de

22,00€



9

783947

081110